

Abgewälzter Lebensstoff

– Dankrede zur Verleihung des *Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung*. –

So ziemlich alles, was ich geschrieben habe, ist im Grunde Lebensbeschreibung. Ein Abwälzen von Lebensstoff, der sich im Gedächtnis sedimentär abgelagert hat. Beginnt man, dieses mit Geschichte durch und durch infiltrierte, inkrustierte Material literarisch zu bearbeiten, so daß persönliche Erlebnisse, Erfahrungen und verallgemeinerbare gesellschaftlich-historische Zusammenhänge in einem Konnex stehen, findet man kein Ende angesichts einer erdrückenden Überfülle beider Komponenten. Nahezu bohrend schmerzhaft werden Erinnerungen abgefragt, reaktiviert, Vergessenes, Halbvergessenes durch Gedächtnistraining zurückzugewinnen gesucht. Ohne späterhin erworbenes Wissen um Zusammenhänge, ohne den fortlaufenden Prozeß einer auf Wahrheit erpichten Geschichtsaneignung wäre kein Geschichtsverständnis zu gewinnen gewesen. Wenn dieses Bewußtsein in meinem Fall vielleicht etwas zu dominierend, zu aufdringlich ausgefallen ist, hat dies mit den unannehmbaren, weil der Wahrheit nicht entsprechenden offiziellen Darstellungen zu tun, wie bis 1989 praktiziert. Also war eigene Geschichtsfindung geboten. Das ist nicht nur ein individuelles Grundmuster. Es gilt mindestens für meine Generation, für jene, die mit erlittenen Frühprägungen vor 1945 und unter wahrheitsscheuen, also willentlich geschichtsverzerrenden Gegebenheiten im Osten Deutschlands nach 1945 aufgewachsen sind. Wie auch immer die begrenzten Lebens- und Spielräume wahrgenommen, genutzt wurden, im Widerspruch, versehen mit jenem imaginären Patent eines Stillhalteabkommens, ob einer nun aus vermeintlicher, tatsächlicher oder vorgetäuschter Überzeugung auf das System fixiert war, der Prägestempel, den die vier Jahrzehnte aufdrückten, blieb unverkennbar. Gerade das Wahrheitsdefizit verführte oder zwang zu genauem Hinsehen, man mußte auf unangepaßtes Selbstüberzeugenwollen aus sein. Das Ausforschen des Kleinteiligen schien mir unter solchen Voraussetzungen eine Möglichkeit, glaubwürdig zu sein. Und lebenswichtig, geradezu lebenserhaltend wurde die Erfahrung, daß sich Gegenwart herstellen ließ mittels Lektüre, die grenzüberschreitende Freiräume gewährt. Oder zugespitzter gesagt: Freiheit des Lesens als Freiheit des Lebens, was durchaus wortwörtlich zu verstehen ist und nicht bloß Lebensersatz meint. Die Weigerung, die Realität zur Kenntnis zu nehmen, wird zwangsläufig dem Einzelnen wie jeder Staatsform zum Verhängnis. Die Geschichte vermag da seit der Antike mit Beispielen aufzuwarten.

Mein tiefgreifendstes Erlebnis vermag ich auf einige Monate in meiner Biographie zu reduzieren, auf das gerade sechzig Jahre zurückliegende Kriegsende. Von daher schreibt sich meine Biographie. Von daher muß ich sie selbst schreiben. Auf diesem Grund stehe ich lebenslang. Von der Bilderüberfülle, die der Zehnjährige wohl zu speichern, aber erst später zu ordnen, einzuordnen, zu deuten vermochte, bin ich wie mit einem Katapult aus der Kindheit herausgeschleudert worden. Mit dem historischen Wissen von heute weiß ich sehr wohl, wie zutreffend die Vokabel „Befreiung“ ist für diesen Schnittpunkt, für diese zentrale Achse in meinem Leben angesichts der bis heute mit menschlichen Maßen nicht zu dimensionierenden Perversionen wahnbesessener Gehirne, die ihre schäbigen Minderwertigkeitskomplexe mit einem völlig aberwitzigen Auserwähltheits- und Überlegenheitsdünkel kompensierten. Dennoch würde ich mich belügen, sähe ich diesen 6. Mai 1945, den Einmarsch sowjetischer Truppenverbände in unser Dorf als Befreiung. Jedenfalls habe ich diesen Tag nicht so zu erleben vermocht. Ganz knapp an der bereits angeordneten Dorfräumung vorbeigekommen, infolge der sich überstürzenden Ereignisse, sah ich vom Dorfrand aus gleich einem Monumentalfilm die nicht enden wollende Fluchtprozession getriebener, gejagter deutscher Heeresverbände, ohne mir vorstellen zu können, was die geschachteten Schützengräben hinter unserem Haus tatsächlich bedeuteten. War das nicht wieder nur eine Übung? Was mich betrifft, weiß ich nur von Angst zu berichten. Von Furcht

und Schrecken, die genährt worden waren von den Berichten der Flüchtlinge aus Tilsit, Memel, Insterburg, Königsberg, aber auch von den Horrormeldungen der Greuelpropaganda aus dem Volksempfänger. Und die Erlebnisse sollten dieses Vorgefühl der Bedrohung kaum entkräften. Was historisch gilt, ohne Abstriche, muß individuell nicht zutreffen. Davon ist auch nichts zurückzunehmen, wenn ich weiß, wer diesen Zweiten Weltkrieg vom Zaune brach, als hätte der Erste nicht gereicht. Und so unausdenkbar die Vorstellung, die Nazidiktatur wäre im Mai nicht zu Ende gegangen, wäre es ihr gelungen, Atombomben einzusetzen, um so größer die Erleichterung über dieses Ende. Rache, Vergeltung trifft allemal die Falschen. Oder sollte ich sagen, massenhafte Vergewaltigungen, Deportationen, spurloses Verschwinden, Kriminalität der verschiedensten Art einschließlich Mord bis in die fünfziger Jahre seien eine gerechte Strafe gewesen für das, was die deutschen Okkupanten der Bevölkerung erobelter Länder zugefügt haben? Da ist sensibles Differenzierungsvermögen vonnöten. Seltsamerweise tun sich die Deutschen damit schwer, nicht nur in dieser Beziehung. Ich empfinde es als großes Glück, daß in den sechzig Jahren, die meine Lebensspanne ausmachen, in Deutschland kein Krieg mehr stattgefunden hat und die Gefahr drohender kriegerischer Auseinandersetzungen in Deutschland und weiten Teilen Europas nicht zu gewärtigen ist. Eingedenk der Verheerungen, die die beiden Weltkriege angerichtet haben, kann diese Errungenschaft als Humanum nicht hoch genug herausgestellt werden. Zudem hatte ich das Glück, mich unter den Bedingungen der Hitlerdiktatur nicht bewähren zu müssen. Weiß ich, wie weit meine Ablehnung, mein Mut gereicht hätte gegenzuhalten? Die Uniform, die ich im April 1944 als Neunjähriger weitergereicht bekam, stammte von einem wenig älteren Wilsdruffer Jungen, der, noch nicht erwachsen, Soldat werden mußte, als Kanonenfutter an die Ostfront abkommandiert wurde und dort, kaum angekommen, ums Leben kam. Es hieß, er habe beim Rückzug nicht schnell genug laufen können. Also dachte sich der Pimpf, im Krieg komme es darauf an, Spurtqualitäten zu entwickeln. Diese infantile Vorstellung war ihm nie mehr auszutreiben. Ein anderer Mitpimpf, Jahrgang 1930, wurde 1946 als Werwolf und Schwerekriegsverbrecher erschossen mit jenen, die ihm zugerufen hatten:

Wenn du nicht schießt, wirst du erschossen.

Innerhalb einer dreißigköpfigen Kampf-HJ-Einheit unter Führung eines Feldwebel hatte er zwischen Großenhain und Meißen die anrollende Walze sowjetischer Panzer mit Karabiner und Panzerfaust aufhalten sollen. Auf Erlebnissen dieser Art fußt meine Dankbarkeit, einer Generation anzugehören, die sich frei von Schuld weiß. Um so bedrängender, ja zwingender ist sie sich mit diesem Wissen bewußt, wie wichtig es ist, Erinnerung wachzuhalten und weiterzugeben, so zwingend, daß ich für Erinnerungspflicht plädiere.

Es ist hier nicht die Gelegenheit, den Lebensfaden auszurollen. Ich beschränke mich auf einige wenige mir wesentliche, lebensbestimmende Aspekte meiner Wertvorstellungen und daraus abgeleitete Problemfelder: Geschichtsbewußtsein als lebenslanger Aneignungs- und Erkenntnisprozeß, Landschaft als überschaubarer Lebensraum, der im Sinne des baltischen Erzählers Eduard Graf Keyserling als eine erweiterte Haut fungiert, als zusätzliche Schutzschicht. Landschaft zugleich in seiner materiellen Dingfülle wie immateriellen, transzendentalen Strahlkraft als Beziehungsreichtum, der mich zum sprachlichen Umsetzen und Formen verleitet hat. Wobei mir eine gediegene philologische Ausbildung zustatten kam, die mir den Anstoß gab, sprachkritisch zu denken und zu agieren, Sprache als unschätzbaren Wert zu erkennen. Und wie lange habe ich gebraucht zu begreifen, außer dieser meiner Sprache nichts zu besitzen. Sprache als Grundvermögen, das mich in die Lage versetzt hat, Gedichte zu schreiben, Prosastücke, Essays, Reden. Von Vorbestimmung und als wäre mir davon im Weidenkorb gesungen worden, kann keine Rede sein.

Und wie diese zentralen Komplexe paßgenau in eins gehen, dringt von außen nach innen, mitten durch

mich hindurch das Gegenwärtige, Politik genannt. Jedenfalls bin ich unfähig, sie als einen Fremdkörper zu betrachten und einen scharfen Trennstrich zu ziehen zwischen abgehobenem ästhetischem Purismus um seiner selbst willen und dem, was mir das Leben zuspießt, ohne Ehrgeiz, wohl auch ohne die Ambition, ein politischer Schriftsteller sein zu wollen, aber eben auch keiner, der Lebenspraxis ausspart. Ich muß auf den Generalnenner zusteuern, der unterhalb der Bruchlinie steht. Sonst machen die Zähler oberhalb der Linie keinen Sinn: Geschichte, Landschaft, Sprache, Literatur, Poesie sind ohne nationale Komponente nicht zu denken. Die Sprache, der ich mich bediene, hängt nicht in einem luftleeren Raum. So reibe ich mich beispielsweise an dem Diktum Heiner Geißlers, das Nationale sei kein Grundwert. Auch wenn ich nicht zu bestimmen habe, was in Deutschland ein Grundwert ist, muß ich für mich, um nicht unglaublich zu werden, Denken in nationalen Zusammenhängen als eine zentrale Kategorie, also durchaus im Sinne eines Grundwertes voraussetzen. Auch wenn ich noch so gern als Slowene oder Tscheche, als Franzose oder Schwede auf die Welt gekommen wäre.

Es wird so oft von Identitätsfindung gesprochen, unter der sich viele Menschen in praxi gar nichts Konkretes vorstellen können und dies deshalb dann für eine intellektuelle Spinnerei halten, wenn überhaupt für irgend etwas. Deutsche Intellektuelle neigen dazu, mitunter wohl vorwiegend auf Grund individuell unbewältigter, weggedrückter Vergangenheit, also aus Bequemlichkeit, aus Überheblichkeit, nationale Bindungen, regionales Zugehörigkeitsgefühl, Bodenhaftung in irgendeiner Form zu negieren bis hin zur Verachtung oder gar mit dem Bannfluch des Chauvinismus zu belegen. Wenn ein perfekt globalisierter Bankmanager oder ein weltweit agierendes Vorstandsmitglied eines Pharmakonzerns meint, Deutsch, deutsche Sprache sei keiner Wertzuerkennung wert, dann mag dies für sie als Deputierte einer in sozial enthobenen Freiräumen schwebenden Oberklasse gelten. Was aber mit dem Großteil der Bevölkerung, deren Heimatverständnis, deren Bindung ans geistige Lokalklima für ein ursächliches Weltverständnis unabdingbar ist? Ihre Bindung ist doch wohl ebenso berechtigter Ausdruck elementarer Lebensäußerung, die Sicherheit, Geborgenheit, Zugehörigkeit, Freiheit und andere existentiell grundlegende, stabilisierende Kategorien einschließt, die den sozialen Grund bilden. Von diesem Grund aus wird Welt geortet. Gerade von dieser Kleinen Welt her, die Polen sagen dafür „Kleine Heimat“, kann zumindest für die, die bereit sind, über den Rand des Suppentellers hinauszusehen, sehr wohl ein unverkrampfter europäischer Kontext entstehen. Ich muß dabei immer an eines meiner Vorbilder denken, an den Erzähler Oskar Maria Graf, der behauptet hat, die oberbayerischen Bauern, die er literarisch gestaltet hat, seien die besten Weltbürger. Ich will sagen, es muß zwingend zu einer Demokratie gehören, diese vielen nicht im Regen stehen zu lassen, sondern sich zu ihrer landschaftlichen Eingebundenheit zu bekennen, in der sie sich frei, sicher und wohl fühlen, als Basis nationaler und im Idealfall europäischer Zugehörigkeit. Das heißt beileibe nicht, daß man ständig auf irgend etwas stolz sein muß, schon gar nicht darauf, ein Deutscher zu sein. Wie überhaupt die Unsitte grassiert, Superlative zu hypertrophieren und damit zu entwerten. Die Superstars sind längst zu einer Massenorganisation geworden. Und welche primitive Überheblichkeit, die sich anmaßt, Albert Einsteins geniale Formel zu verfratzen, indem sie das E durch Kennzeichen D ersetzen zu müssen meint. Oder wenn einem Weimarer nach der Papstwahl nichts Geistreicheres beifällt, als zu verkünden:

Nun werden wir auch Fußball-Weltmeister.

Diese Art von Dünkelhaftigkeit, die immer wieder nur uneingestandenene Minderwertigkeitskomplexen entspringt, meine ich nicht. Mit Phrasendreschern, die aus allzu durchsichtigen Gründen wild um sich und fatal danebenhauen, wird man kein verlorengegangenes Vertrauen zurückgewinnen. Auch oder gerade die sogenannten kleinen Leute haben ein seismographisches Sensorium, um Echtes von Talmi unterscheiden zu können. Von so peinlichen Fehlgriffen wie dem in die Mottenkiste, in der sich mitunter auch andere Insekten befinden, mal ganz abgesehen. Herrgott wie groß ist dein Tierreich.

Wenn man sich nur darin auskennen würde! Dem einen genügt das Fußballfeld als Sprachbildspender, der andere bezieht es mit Vorliebe vom Kasernenhof.

Gerade weil uns Nachgeborenen Erinnerungslasten aufgetragen sind, halte ich es für riskant, ein so gewichtiges Problemfeld wie die nationalen Befindlichkeiten auszusparen oder zu bagatellisieren. Damit entstehen Freiräume, die man geschichtsblinden extremistischen Ignoranten überläßt. Etwa jenen Marschierern, die unter Polizeischutz unangefochten skandieren dürfen:

Es kommt der Tag der Rache für unsere gute Sache.

Zu Schlagetots herangereifte Staatsbürger dürfen die Opfer verhöhnern. Mir wird um die Ohren gehauen, dies müsse eine Demokratie aushalten. Einspruch, Euer Ehren. Dies muß sie gar nicht. Ich protestiere. Toleranz gegen Intoleranz funktioniert nicht. Dies sieht der überwiegende Teil der Bevölkerung ebenso. Wir brauchen eine wehrhafte Demokratie, die sich nicht leichtfertig aushöhlen läßt mit scheindemokratischen Spielregeln. Für das juristisch geduldete, erlaubte Erscheinungsbild nach außen und innen vermag ich mich nur zu schämen. Möge der Aphoristiker Mark Twain nicht recht behalten mit seinem Malmot:

Die Deutschen haben sehr viel aus ihrer Geschichte gelernt, nur nicht aus ihrer eigenen.

Gläubig, allzu gläubig, blauäugig, wie auch anders möglich, sind wir im Herbst 1989 auf eine Demokratie zugelaufen, die es in diesem messianisch erwarteten Absolutum, quasi in Reinkultur, nicht gab und nicht geben kann. So wie Wahrheit, Freiheit und die vielen anderen hehren Wertvorstellungen immer nur Näherungswerte erreichen können. So leichtfertig und gefährlich es ist, allein angesichts der horrenden Opferzahlen, die die zwölf Jahre Hitlerdiktatur hinterlassen haben, eingedenk aller Barbarismen zweier unmittelbar aufeinanderfolgender Diktaturen, beide miteinander gleichzusetzen, um so stabiler, dauerhafter wünsche ich mir die dritte Staatsform. Was ja nicht ausschließt, daß ich sie nicht nur unter sprachkritischen Aspekten ständig erneut auf den Prüfstand meiner Wertvorstellungen und -maßstäbe setze.

Dies nur einige der Problemfelder, die mich bewegen, nicht unberührt lassen. Und wie sollten sie nicht Eingang in meine Texte finden, in meine Sprache, in der, mit der und von der ich lebe? Da ich außer dieser meiner Sprache nichts wirklich besitze, muß ich ihr zentralen Wert beimessen. Ich vermag mir Sprache nicht im luftleeren Raum vorzustellen. Bei allem, was sie als formbares Material wie als gängiges Verständigungsmittel hergibt, was sie mit sich machen läßt im Guten wie im Bösen. Sie muß mit dem aufgeladen sein, was mir aufliegt. Emotionale Valenzen verbinden sich mit rationalen, reflektiven Aspekten. Darauf baut dann auf, was ich Spracharbeit nenne, also die Möglichkeiten, Stilschichten zu kombinieren, zu verschneiden, um einen neuen Kontext zu setzen. In diesem Arbeitsprozeß entzündet sich Imagination. Mein Mißtrauen rieb sich früh an den Texten jener Sprachgeber, die ihr Weltgebäude mit sich immer rascher verschleißenden Euphemismen drapierten. Ihr Sprachgebäude wurde am Ende zu einem immer absurder und gespenstischer tönenden Hohlkörper, aus dem es nur noch Lüge, Lüge, Lüge hallte. Der Zusammenhang und Zusammenklang von Schreiben, Reden und Denken war mir früh eingegangen. Daran ließ sich zu jeder Zeit, bei jeder Gelegenheit Maß nehmen, werten und verwerfen. Selbstbestimmung konnte demzufolge nur auf Selbstdenken, Selbstfinden rekurrieren. Natürlich um den Preis, nur eine Außenseiterrolle zu spielen. Ich habe sie angenommen. Von außen sieht man allemal schärfer. Mittels selbstgesetzter Sprache, bei der es auf Genauigkeit, auf Glaubwürdigkeit ankommt und Nuancierungen angestrebt werden, ließen sich Gegenwelt und Gegensprache aufmauern.

Ich habe versucht, mich zu erklären, worauf meine Sprache baut. In der Kürze der gebotenen Zeit

können dies nur fragmentarische Andeutungen sein. Zum Schluß noch einige Bemerkungen zum Poesieverständnis. Auch wenn ich mich dazu eher schon zu oft geäußert habe und mich hier nur zu wiederholen vermag. Poesie baut auf Geschichtsverständnis, auf Landschaftsgebundenheit, wobei Natur nur ein Aspekt neben anderen ist. Hinzugefügt werden müßte die individuelle Rezeptionsgeschichte, die lange Brücke, über die ich gegangen bin. Aber auch dies ist hier unmöglich auszuführen. Entscheidend war von Anfang an die Vorstellung, sich bewußt in einen Traditionsbezug zu stellen, also anzuknüpfen und etwas hinzuzufügen. Da es das Gedicht in Vollendung nicht gibt und hoffentlich nie geben wird, eröffnen sich Spielräume, auf ein Ideal zuzusteuern. Wobei Vorbildgedichte Orientierungshilfen sind, auf die hin Kurs genommen werden kann wie auf einen Leuchtturm. Und geholfen hat mir bei diesem Prozeß der Selbstaufsuchung, Vorbilder angenommen zu haben. Neue Kraftströme fließen nicht aus dem Nichts, sie fließen aus dem Disparatesten: George *und* Brecht, Benn *und* Lehmann. Um mich frei bewegen zu können, darf ich keiner Doktrin aufsitzen. Bei allem, was Poesie aufnimmt, was in sie osmotisch einströmt, sie vermag sich nur wirklich zu bewähren und zu beweisen, wenn ich ihr Autonomie zuerkenne. So gehört dazu, daß die stufenförmige Aneignung kritisches Anverwandeln bedeutet, was zugleich produktives Abgrenzen einschließt. Zum nationalen Kontext gehören ebenso internationale Traditionsbezüge. Jan Volker Röhnert hat in seinem Interview konkret nachgefragt. So wie es im nationalsprachlichen, im nationalpoetischen Vorrat auf die Mischung ankommt, die mich erreicht, die ich umzusetzen vermag, mischt sich dann auf einer nächsten Stufe nationaler und internationaler Kontext. Lese ich in der FAZ die „Zehn Thesen zur Poesie“ von Michael Lentz (31.1.2005), stoße ich wiederum auf die mir sattsam zum Hals heraushängende deutsche Überheblichkeit, auf penetranten Superlativismus:

Die deutschsprachige Poesie ist derzeit die international bedeutsamste. Allein schon Friederike Mayröcker zu nennen genügt. Beweis: Es gibt keinen Gegenbeweis.

So einfach ist das. Nichts gegen Friederike Mayröcker, die ich wahrlich nicht gering achte. Aber die scharlataneske Arroganz, ganz gleich, ob sie auf Unkenntnis oder Verblendung beruht, zeigt nur, wie deutschbefangen einer ist. Ich maße mir nicht an, zu wissen, wo die Musik spielt. Ich küre keinen Superstar der Poesie. Soweit mein Überblick reicht, weiß ich von großen Dichtern in Europa und in den USA. Ich werde nicht sagen, Inger Christensen aus Dänemark gebührt die Palme, auch wenn sie längst für einen Nobelpreis gut wäre. Ich weiß von R.S. Thomas in Wales, den Kevin Perryman ins Deutsche herübergeholt hat. Ich weiß von Edgar Bowers, vielmehr von den kongenialen Übertragungen Christophe Frickers. Zu den großen Dichtern meiner Zeit zähle ich Jossif Brodsky, Seamus Heaney, Zbigniew Herbert. Aber da Dichter unvergleichlich sind, kann es keinen besten geben. Deutschland sehe ich wahrlich nicht dagegen ankommen. All das und manches andere mehr sind mir als Reichtum, als Bereicherung menschlichen Lebens erschienen. Was solchermaßen erkannt und also angenommen wird, muß zuvor als Wert begriffen worden sein. Wieder einmal habe ich nur von mir gesprochen. Schriftsteller sind Egozentriker, die immer nur von sich berichten. Ich bekenne mich zugehörig.

Ich sage nachdrücklich Dank für einen renommierten Literaturpreis, den mir die *Konrad-Adenauer-Stiftung* hochherzig zuerkannt hat. Ich nehme die Auszeichnung dankbar an als eine herausgehobene Ehrung. Ich bin dankbar für die Aufnahme in die Reihe ihrer Preisträger. Ich habe Grund, der Jury zu danken und ebenso allen, die an der Vorbereitung und Ausrichtung der Preisverleihung mitgewirkt haben. Ich danke Ihnen allen, die Sie heute vormittag ins Musikgymnasium Belvedere zu Weimar gekommen sind.

Wulf Kirsten, Dankrede zur Verleihung des *Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung* am 22.5.2005, Günther Rüter (Hrsg.): *Literaturpreis 2005. Dokumentation*, 2005